

Gustaf Gründgens, der sagenhafteste der deutschen Schauspieler, hat die Beredsamkeit eines Panegyrikers bei Lebzeiten nicht nötig, aber die Tausende der Enthusiasten werden begierig nach einem Buch greifen, das ihrer Begeisterung durch die aufgefrischte und bereicherte Erinnerung neue Nahrung gibt. Im Schatten eines so großen Ruhmes läßt es sich gut plaudern: über das Theater im allgemeinen und das berühmte ehemalige Haus am Berliner Gendarmenmarkt im besonderen. Das Wort des Gefeierten selbst, man solle von den Schauspielern nicht so viel Wesens machen (zitiert auf den Seiten 238 und 246), darf man als keine zu strenge Mahnung auffassen. W. Barzel S.J.

Tagebuch. 1946—1949. Von Max Frisch. (464 S.) Frankfurt/Main, Suhrkamp-Verlag. DM 12.50.

Man entdeckt vielleicht nicht das geheime Prinzip, nach dem Max Frisch, wie er im Vorwort zu verstehen gibt, sein „Mosaik“ von Aufzeichnungen, Entwürfen und Reflexionen zusammengesetzt hat, aber man wird von der Person, die sich da mit solcher Bescheidenheit in den Mittelpunkt stellt, gefangen genommen. Obwohl Frisch über nichts als seine eigenen Sorgen schreibt, ist er nie eitel und immer an den Leser gewandt: er muß wirklich etwas zu sagen haben.

Als Schweizer ist Frisch besorgt, den Anschluß an das in Europa Geschehene und Geschehene zu behalten, und es zeigt sich, daß das Schicksal der „Verschonten“ in manchem den Vorteil der größeren Unvoreingenommenheit bietet. Ihn, Max Frisch, hat jedenfalls „die Angst, ein Pharisäer zu sein“ (S. 148), davor bewahrt, einer zu werden. Sein Kontakt mit vielen, auch östlichen Hauptstädten gibt ihm eine Übersicht, um die ihn, wer immer nur „dabei“ war, beneiden möchte.

Das Denken Frischs, des Dramatikers, bemüht sich besonders um das „Verhältnis zwischen dem schöpferischen und dem kritischen Vermögen“; denn darin entscheide sich „die Größe eines Lebenswerkes“ (S. 409). Viele der Bemerkungen über Literatur, Theater, Kultur, vielleicht noch mehr die über bestimmte Dichter (Brecht 285, 338) möchte man sich herauschreiben. Wenn Frisch über das Leben im allgemeinen spricht, orakelt er nicht und versucht nicht weiser zu sein, als er ist. Diese kluge Unbefangtheit, verbunden mit unabweisender Ehrlichkeit, erweist eine unwiderstehliche Gewalt, Autorität zu gewinnen. W. Barzel S.J.

Des Zaren Silbersporn. Von Georg Hermanowski. (56 S.) Mainz 1950. Matthias-Grünwald-Verlag. DM 2.20.

Eine Komödie, die das Komische bis ins Unmerkliche vergeistigt. Verschwörer, die von einem humorvollen Zaren unschädlich gemacht werden, indem sie im gefährlichen

Augenblick einen Orden erhalten. Am Schluß wird zur Liebe und Vergebung ermahnt, nachdem vorher möglichst wenig verbrochen wurde. Es geht also auch so. Allerdings ist es nicht sehr aufregend. W. Barzel S.J.

Weltpassion (ein Weltentag). Von Georg Hermanowski. (60 S.) München, Dr.-Heinrich-Buchner-Verlag.

Der Teufel predigt mit den Worten der Schrift, und der Bischof kommt, weil er den Bann über ihn verhängt, ins Gefängnis. Eine dramatische Situation, die den Zustand dämonischer Irreführung der Welt treffend und aufrüttelnd darstellt. Leider wird es der Zuschauer bei diesem Stück nicht leicht haben. Ein Zuviel an Originalität, romantischer Ironie und rhetorischen Jamben ist der Klarheit des Werkes ein wenig abträglich.

W. Barzel S.J.

Nein. Das Drama eines gefährlichen Wortes in drei Akten und einem Vorspiel. Von Armin Petersen. (90 S.) Berlin, Erich Blaschker.

Ein gut gearbeitetes Tendenzstück, dessen These der radikale Pazifismus ist. Mit Ausnahme des Schlusses, wo er der reinen Agitation mit surrealistischen Mitteln verfällt, bemüht sich der Verfasser immer, auch der Gegenseite das Wort zu geben und ihr sogar bisweilen ein wenig Sympathie zukommen zu lassen. Bei aller geschickten Handhabung der Szenen wird das Ganze jedoch keine sehr tiefgründige Zustimmung wecken. Die Ereignisse bleiben Episoden, und der Held erreicht nicht das Maß menschlicher Bedeutung, das den Beweis zwingend machte. Zudem ist die Parteilagerung, zu der überredet werden soll, rein negativ. „Nein“ ist wirklich ein zu gefährliches Wort, als daß man einem, der es ungemildert auf seine Fahne schreibt, ohne Bedenken folgen möchte. W. Barzel S.J.

Ein Schlesienbuch

Schlesien. Von Will-Erich Peuckert. (392 S.) Hamburg, Claassen-Verlag. Gebunden DM 12.50.

Es ist wohl kein Zufall, daß den Schlesiern, die schon früher in dem bekannten Werk von Josef Partsch eine klassische Landeskunde besaßen, jetzt im Exil diese prachtvoll Biographie ihrer heimatlichen Landschaft geschenkt wird. Schlesien ist ja das Land der 666 Dichter, und die „Magie des Wortes“ ist nach Nadler die eigentliche schlesische Stammesgabe. Man merkt es diesem Buch sofort an, daß es in der Heimat eines Angelus Silesius, Jakob Böhme, Gustav Freytag, der beiden Brüder Hauptmann und Hermann Stehrs gewachsen ist. Wie Partsch hat auch Peuckert sein Buch erwandert, und mehr noch wie bei seinem Vorgänger ver-

bindet sich in ihm der Gelehrte und Künstler, der Forscher und Sinnierer. Auch darin wirkt das Buch echt schlesisch, daß es nicht rational, sondern hintergründig ist, daß viele persönliche Erlebnisse und Erinnerungen, Bekenntnisse und Stimmungen, symbolische Bilder und mythische Elemente in den Text verwoben sind, daß es mit Ehrfurcht vor dem Unsagbaren und mit dem Herzen, ja mit Herzblut geschrieben ist. Wenn Peuckert von Schlesien sagt, daß der Mensch und das Land in eines zusammengehen, so gilt das auch von unserem Buch: der Mensch spiegelt sich in der Landschaft und die Landschaft spiegelt sich im Menschen. Und zwar ist es der so merkwürdig „getupelte“ schlesische Mensch, dessen Seele unruhig hin- und herflattert zwischen dem Hier und Drüben, zwischen ja und nein, zwischen Zeit und Ewigkeit. So bewegt sich auch die Darstellung meist zwischen zwei Polen, zwischen Wissenschaft und Dichtung, zwischen Geschichte und Mythos, zwischen Märchen und Tragödie. Und darin gerade liegt der eigentümliche Reiz und Zauber des Buches. — Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß man bei einem so durch und durch persönlichen Werk nicht allen Formulierungen, Argumenten und Thesen zustimmen kann. Begreiflich ist auch, daß der Niederschlesier Peuckert zu den oberschlesischen Menschen und Problemen nicht die gleiche innere Vertrautheit und seelische Einfühlung besitzt wie zu seinen engeren Landsleuten. Aber dieser Mangel kann die herzliche Freude an Peuckerts Buch nicht trüben. Es wird immer zu den wertvollsten, sympathischsten und ergreifendsten Zeugnissen schlesischer Heimatliebe zählen.

E. L a s l o w s k i

Romane und Erzählungen

Der Zaubertrank. Roman. Von Dagmar Edquist. (309 S.) Zürich, Verlag Orell Füßli. Gln. DM 13.50.

Der Roman führt uns in die Geburtsstunde der Neuzeit, voll von Schmerzen und Kämpfen um das Neue, das werden soll. So muß Arvid Ståhlbeck kämpfen gegen Hexenglauben und Liebesgetränke, gegen die Borniertheit von Medizinern und Pastoren, und muß es bitter erliden, seiner Zeit um vieles voraus zu sein.

Bei aller Bewunderung für die meisterhafte Zeichnung des Zeitkolorits packt doch immer wieder der ewig menschliche, an keine Zeit und an kein Geschlecht gebundene Kampf des Menschen mit sich selbst, um den Sieg des besseren Ich gegen alle niederen Kräfte der Feigheit und des Müdewerdens. — Daß Arvid Ståhlbeck diesen Kampf bis zum Ende austrägt und besteht, das ist es, was im letzten dieses Buch lesens- und liebenswert macht.

G. Wolf S.J.

Die Kelter Gottes. Roman. Von Arthur Maximilian Miller. (302 S.) München, Kösel. Geb. DM 7.80.

„Uva war ich / Getreten bin ich / Vinum werd' ich.“ Unter dieses Leitwort Notkers von St. Gallen stellt Miller seinen Roman, in dem Heribert, der Mönch, die Geschichte Reglindis' von Thanneck erzählt, die als von Gott geheimnisvoll verwandelte Dienstmagd „Regel“ in freiwilligem Leid und selbstübernommener Sühne ihren gefangenen Vater und dessen grausamen Widersacher erlöst. Ein uralter Vorwurf, den schon Hartmann von Aue in seinem „Armen Heinrich“ behandelt hat, wird hier mit Geschick und starker Wirkung neu aufgegriffen. Vielleicht übersetzt uns der Verfasser dieses Thema einmal in unsere Tage. Er dürfte sicher mit gleicher, wenn nicht noch stärkerer Wirkung rechnen.

G. Wolf S.J.

Legenden. Von Lotte-Lore Karsten. (142 S.) Augsburg, Verlag J. W. Naumann. Geb. DM 6.50.

Aus großem Verstehen und großer menschlicher Güte sind diese Legenden entstanden. Sie bringen in gefeilter, besinnlicher Sprache Neues und Altes, erzählen vom Bettler Franz und der Dienstmagd Notburga, von Cäcilia und der geheimnisvollen Pfortnerin Maria, und meinen, daß keiner verzweifeln darf, der an die Liebe Gottes glaubt. Es wird heute vieles auch unter katholischem Vorzeichen geschrieben, was gar nicht notwendig wäre. Daß diese Legenden geschrieben wurden, ist notwendig. Noch notwendiger, daß die Menschen unserer Zeit sich wieder die Zeit und die Stille nehmen, sie zu lesen.

G. Wolf S.J.

Der Erwählte. Roman von Thomas Mann. (320 S.) Frankfurt/Main. S. Fischer Verlag. DM 15.—.

Da dem Rezensenten das Buch noch für eine eingehende Auseinandersetzung in weiterem Zusammenhang wichtig ist, möchte er hier nicht mehr vorwegnehmen, als zu erwähnen, daß sich nunmehr auch Thomas Mann dem Thema zugewandt hat, das die Romanciers zur Zeit so sehr beschäftigt: das Verhältnis von Sünde und Heiligkeit. Mit reifer Meisterschaft der Form wird die Legende des Gregorius auf dem Stein, die nach französischer Vorlage Hartmann von Aue in seinem Epos gestaltet hat, auf Thomas-Mannisch neu erzählt. Wer sich von dem ironisierenden Ton in der Behandlung ernster religiöser Ereignisse nicht abgestoßen fühlt (was wohl mehr eine Sache des Temperaments als der Weltanschauung ist), hat eine Lektüre vor sich, die Erschütterung und Genuß so zu vereinen weiß, daß das eine dem andern, so weit es geht, förderlich ist. Welches von beiden dem Verfasser freilich erster erschienen ist, das bleibt noch die Frage.

W. Barzel S.J.